

Eine Bildungsreform aus dem Geist der Privateinkünfte

Seit wann und warum es an deutschen Universitäten Vorlesungsverzeichnisse gibt / Von Ulrich Rasche

Als der Weimarer Superminister Goethe im Juli 1801 die berühmte Bibliothek der 1734 gegründeten Universität Göttingen besuchte, ließ er sich dort auch die „Lectio-catalogue vom Ursprung der Akademie“ vorlegen. Er wollte, so wird damals allerdings noch in fürchtbarer Unordnung; erst ab 1817 wurden ihre Bestände unter Goethes Leitung vollständig verzeichnet. Die dortige Sammlung der Lektionskataloge, so hießen damals die alten lateinischen Vorlesungsverzeichnisse, reicht sogar viel weiter zurück als die Göttinger, mit einigen Lücken zwar, aber immerhin bis ins ausgehende sechzehnte Jahrhundert.

Das ist ziemlich genau die Zeit, in der die deutsche Universität überhaupt damit begann, ihr Lehrprogramm durch plakartige Einblattdrucke periodisch zu verkünden. Dillingen, die erste katholische Universität der Gegenreformation (gegründet 1551), tat das sogar schon seit 1544. Haimstadt, die lutherische Universität des Jahrhunderts (1576), die schwerer mit der Konkurrenz der etablierten Universitäten Rostock, Leipzig und Wittenberg sowie mit dem aufstrebenden Jena zu kämpfen hatte, gab seit dem 1580er Jahren ebenfalls, dann kontinuierlich ab etwa 1600 Lektionskataloge heraus. Herborn, die erste reformierte Gründung (1584), veröffentlichte solche Kataloge wöchentlich seit 1585. Und Goethes Universität in Jena, angestrichen als das „berühmteste Berg“ und 1558 eingeweiht als streng lutherische Gegenegründung zu jener erfolgreichsten Universität des sechzehnten Jahrhunderts, publizierte Lektionskataloge seit dem Sommersemester 1591.

Gelichter auf den Jahrmärkten

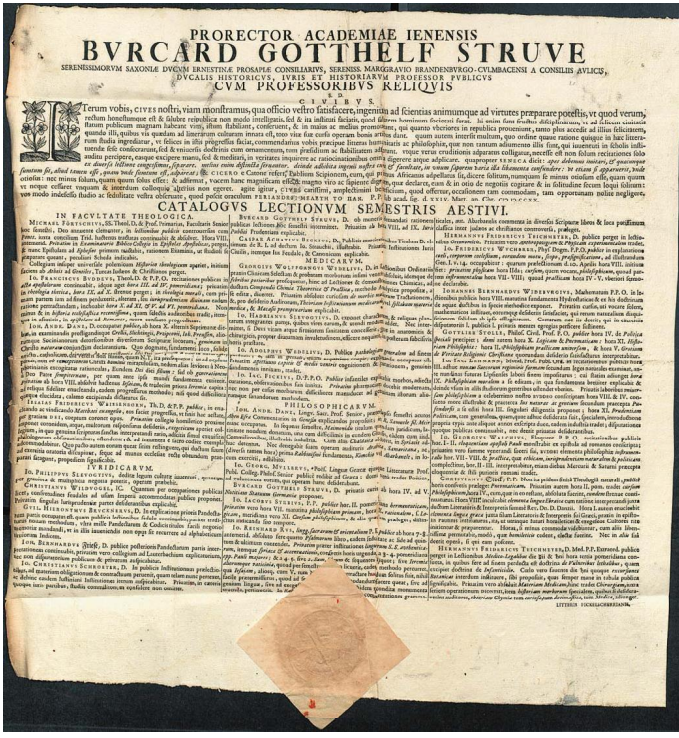
So manchem Zeitgenossen leuchtete es damals nicht so recht ein, warum man sich die Mühe machen sollte, regelmäßig solche kostspieligen Kataloge zu publizieren. Die Helmstedter Professoren schrieben 1584 an ihren Herzog, es sei ihres „Wissens sonsten zu andern Academiis nicht gebrauchlich, alle halbe Jahr den catalogue lectioium uffs Neue zudrucken.“ Sie batn ihn, „damit genedig zutriden“ zu sein, dass „Catalogi lectioium, was zu nötig ist und wie vorgerichtet materias auflesen können, gedruckt werden möge“. Auf dieses Argument durfte sich der Herzog aber auf keinen Fall einlassen, der hartnäckig auf dem halbheiligen Publizieren beharrte. Der Jener Theologe Johann Major hat beispielsweise vom Sommersemester 1613 an sechzehn Semester mit der Apotelesgeschichte zugebracht. Und sein Tübinger Kollege Ulrich Prigler soll etwa zur gleichen Zeit sogar Jahre gebraucht haben, um ein Buch zu schreiben. Und das war also sicher ziemlich gründlich geschah.

Warum also Vorlesungsverzeichnisse, wenn doch über viele Semester immer nur das gleiche angebotet werden konnte, immer nur die gleichen Autoritäten gelesen wurden, so wie es auch die Statuten vorschrieben? Die Helmstedter Professoren empfanden es 1587 sogar „als sehr schimpflich“, dass „einerley lectioines mit unterschiedlichen Catalogi uff die Jahrmärkte geschickt werden“. Auf der Leipziger Messe seien sie mit ihrem Lektionskatalog deshalb sogar verächtet worden.

Der Unterricht hatte mithin nichts von den Vorlesungsverzeichnissen. Was aber auf jeden Fall nützen konnte, waren regelmäßige Werbung und mediale Präsenz auf den großen Messen in Leipzig und Frankfurt, von wo aus Druckschriften in alle Welt verbreitet wurden. Gerade die genannten vier Universitäten hatten permanente Eigenwerbung solcher Art durchaus nötig. Sie waren noch kein vertraut neuartige Lehrprogramm oder mussten sich gegen die schier übermächtige Konkurrenz etablierter Universitäten durchsetzen. Ob das gelang, hing ganz entscheidend von der Gunst der Studenten und deren Eltern ab. Die mussten freilich überhaupt erst einmal erfahren, dass es neue Universitäten gab und was ihren Schützlingen dort geboten wurde. Kurzum, die älteren Vorlesungsverzeichnisse waren in erster Linie Reklameschriften, die auswärtige Studenten anlocken sollten.

Daran hat sich lange nichts geändert. Je mehr deutsche Landesfürsten sich nämlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eigene Universitäten zulegen, desto schärfer wurde der Wettbewerb um desto mehr nahm auch das Bedürfnis nach Repräsentation und medialer Inszenierung zu. Werbung mit dem eigenen Lehrprogramm wie mit dem Lehrpersonal blieb deshalb lange die wichtigste Funktion der hochschulischen Werbung. Grund dann auch von fast allen protestantischen Universitäten sukzessive eingeführten Vorlesungsverzeichnisse. Die jüngeren protestantischen Universitäten – Kiel (1665), Halle (1692), Göttingen (1734) und Erlangen (1783) – haben von Anfang an Lektionskataloge publiziert, die katholischen Universitäten erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts (Dillingen hat die Publikation der Kataloge nach 1614 eingestellt).

Die Studenten waren anfangs sicher wenig mit den ehrwürdigen lateinischen Lektionskatalogen anfangen, obwohl sie ihnen mancherorts bei der Immatrikulat-



Was ist und zu welchem Ende studieren wir Universitätsgeschichte? Jener Lektionskatalog des Historikers Burkhard Gotthelf Struve vom Sommersemester 1720, angeschlagenes und bestelltes Exemplar

ten Studierverzeichnisse des sechzehnten und frühen siebzehnten Jahrhunderts zugunsten der Lehr- und Studienfreiheit der späteren Entwicklung.

Die Ökonomisierung des Unterrichts erzeugte im Inneren der protestantischen Universitäten, was es schon früh ihre Konkurrenz. Professoren weiterten nun untereinander und mit den Privatdozenten um die Vorlesungshonorare der Studenten. Vor allem an den großen mittelalterlichen Universitäten in Leipzig, Wittenberg, Jena und später auch in Halle, die zeitweilig jeder zweite an deutschen Universitäten immatrikulierte Student besuchte, scheitern sich schon früh stark ökonomisch fundierte Praktiken des Sichtschräpfer- oder Bessersehlens entwickelt zu haben. Sie haben nicht nur die sozialen und institutionellen Konfigurationen der protestantisch-deutschen Universität während des typischen Mechanismus geprägt, sondern vermutlich auch Bildung, Ausbildung und Wissenschaft entscheidend vorangetrieben.

Humboldt's Ernte
Erfolge die permanente Integration neueren Wissens an den großen protestantischen Universitäten vielleicht gerade über die Privatvorlesung, die als eine hochwirksame Unterrichtsform sogar das Ausblenden des Unterrichtes zwischen Professoren und Studenten zuließ? War die Privatvorlesung also gewissermaßen die institutionelle Antwort auf den beschleunigten wissenschaftlichen Wandel im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert der jenseitlich-hatholischen Universitäten des späten sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts damit zusammen, dass diese weiterhin auf eine lehrplanorientierte Studienordnung setzten und die Ökonomisierung des Unterrichts nicht gemacht haben? Vielleicht war das protestantische Universitätsmodell, das seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die noch eher schulischen Modelle in Teilen Süddeutschland und in Österreich überdauerte, vielleicht waren seine Leistungen weitaus mehr das Resultat des freien Spiels der Kräfte als von Bildungsreformen, die man gerne gesucht und – wenn man wollte – auch gemacht hätte, wenn es so gerne überherrscht hat.

Es könnte sein, dass die Heroen der neuhumanistischen Reformzeit um 1800 – Schelling, Fichte, Schleiermacher und Humboldt – diesen im neunzehnten Jahrhundert „verdrängten“ und danach die „Humboldt'schen“ bezeichneten protestantisch-deutschen Universitätsmodell nur noch gegeben haben, was ihm fehlte, nämlich eine (immer noch) geniale Idee von der Struktur universitärer Bildung. Konnte sich deren reale Wirkkraft etwa gerade deshalb so intensiv entfalten, weil sie alles Faktische bereits für sich hatte? Müßen wir also einige der lange Zeit generierten „Theorien“ der „Humboldt'schen Wesen und Wandel der deutschen Universität“ vielleicht einmal grundestrzlich überdenken? Es könnte jedenfalls nicht schaden, Goethes Spuren zu folgen und etwas davon in die alten Lektionskataloge zu schauen.

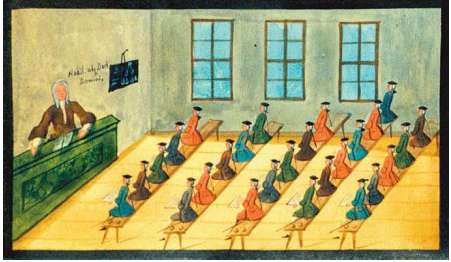
Ulrich Rasche liest Geschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

ausgehändigt und auf jeden Fall öffentlich ausgestellt wurden. Der Erbacher des alligen hiesigen Studenten Eberhard von Todewarth legte 1630 in Jena, der größte Teil der Professoren lasse seine „pollicitationes“ – seine im Katalog gemachten Versprechungen also – „mehr in Worten, als werden beuhalten.“

Hinzu kam, dass die Kataloge als repräsentative Medien eher korporativ verfassten ständischen Institution ihre Einträge ohnehin nur entlang der inneren relationalen Hierarchien kommunizieren durften. Ebenso wie bei allen öffentlichen Inszenierungen der alten Universitäten gab selbstverständlich auch für die Anordnung der Einträge in die Vorlesungsverzeichnisse der Rang der Professoren den Ausschlag, nicht etwa die Systematik der Wissenschaften. Auch deshalb taugten die lateinischen Lektionskataloge wenig für die konkrete Information der Studenten. In der Tat, alles, was für ihre Studienplanung nötig war, sowieso den aktuellen Anschlagen einzelner Lehrveranstaltungen

ben sich erhalten, die meisten in dieser Sammlung. Das ist die beste Überlieferungsquelle aller deutschen Universitäten (was Goethe 1801 noch nicht wissen konnte). Es lohnt sich, einmal in den Katalogen zu blättern, auch wenn man im Einzelfall nicht sicher sein kann, dass eine darin angekündigte Vorlesung auch wirklich stattgefunden hat, und man überhaupt immer ein bisschen daran denken muss, dass Werbeschriften mit der Wahrheit nicht besonders zimperlich verfahren sind.

Anfangs zeigten die Kataloge bloß die hochschulischen (öffentliche) abgehaltenen Vorlesungen des statutorisch festgelegten „ordo lectioium“ an, die die Professoren definierten und für die Professoren ihr festes Gehalt bezogen. Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts drängen mehr und mehr auch die Privatkollegen in die Lektionskataloge ein, die die Professoren nicht etwa gratis und öffentlich, sondern gegen Honorare „privatim“ in ihren eigenen Häusern lehrten. Zwar



Die etablierte Ordnung des akademischen Wissens: Vorlesung in Jena, Stammbuchauschnitt um 1740

waren überall – wie etwa in Jena 1669 – die Professoren einseitig erannt, dass „durch die privata collegia die studiosi in denen publicis lectioibus nicht abgeführt und abgehalten, und was billich publice zu tractiren, aus Gewinnsucht zu collegiis privatis gezogen werden“.

Doch genau das war der Trend, und es gibt keine andere Quelle, die dem Stageschritt der Privatvorlesung genauger abbildet als die Lektionskataloge. Im Laufe der Zeit wurden die Privatkollegen allmählich zu den Hauptvorlesern und im neunzehnten Jahrhundert schließlich auch in die öffentlichen Hörsäle verlegt. Die Lektionskataloge wandelten sich von repräsentativen, jeweils auf das Semester bezogenen Verkündigungen eines statischen und beinahe unveränderlichen Lehrprogramms zu Anzeigen des Lehrangebots im Sinne faktischer wählbarer Lehrveranstaltungen. Was sie uns vorführen, ist nicht die Gestalt eines der fundamentalen Paradigmenwandel der protestantischen Universität, nämlich die Entwicklung von der starren schulischn-lehrplanorientier-

ten Studierverzeichnisse des sechzehnten und frühen siebzehnten Jahrhunderts zugunsten der Lehr- und Studienfreiheit der späteren Entwicklung.

Die Ökonomisierung des Unterrichts erzeugte im Inneren der protestantischen Universitäten, was es schon früh ihre Konkurrenz. Professoren weiterten nun untereinander und mit den Privatdozenten um die Vorlesungshonorare der Studenten. Vor allem an den großen mittelalterlichen Universitäten in Leipzig, Wittenberg, Jena und später auch in Halle, die zeitweilig jeder zweite an deutschen Universitäten immatrikulierte Student besuchte, scheitern sich schon früh stark ökonomisch fundierte Praktiken des Sichtschräpfer- oder Bessersehlens entwickelt zu haben. Sie haben nicht nur die sozialen und institutionellen Konfigurationen der protestantisch-deutschen Universität während des typischen Mechanismus geprägt, sondern vermutlich auch Bildung, Ausbildung und Wissenschaft entscheidend vorangetrieben.

Humboldt's Ernte
Erfolge die permanente Integration neueren Wissens an den großen protestantischen Universitäten vielleicht gerade über die Privatvorlesung, die als eine hochwirksame Unterrichtsform sogar das Ausblenden des Unterrichtes zwischen Professoren und Studenten zuließ? War die Privatvorlesung also gewissermaßen die institutionelle Antwort auf den beschleunigten wissenschaftlichen Wandel im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert der jenseitlich-hatholischen Universitäten des späten sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts damit zusammen, dass diese weiterhin auf eine lehrplanorientierte Studienordnung setzten und die Ökonomisierung des Unterrichts nicht gemacht haben? Vielleicht war das protestantische Universitätsmodell, das seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die noch eher schulischen Modelle in Teilen Süddeutschland und in Österreich überdauerte, vielleicht waren seine Leistungen weitaus mehr das Resultat des freien Spiels der Kräfte als von Bildungsreformen, die man gerne gesucht und – wenn man wollte – auch gemacht hätte, wenn es so gerne überherrscht hat.

Es könnte sein, dass die Heroen der neuhumanistischen Reformzeit um 1800 – Schelling, Fichte, Schleiermacher und Humboldt – diesen im neunzehnten Jahrhundert „verdrängten“ und danach die „Humboldt'schen“ bezeichneten protestantisch-deutschen Universitätsmodell nur noch gegeben haben, was ihm fehlte, nämlich eine (immer noch) geniale Idee von der Struktur universitärer Bildung. Konnte sich deren reale Wirkkraft etwa gerade deshalb so intensiv entfalten, weil sie alles Faktische bereits für sich hatte? Müßen wir also einige der lange Zeit generierten „Theorien“ der „Humboldt'schen Wesen und Wandel der deutschen Universität“ vielleicht einmal grundestrzlich überdenken? Es könnte jedenfalls nicht schaden, Goethes Spuren zu folgen und etwas davon in die alten Lektionskataloge zu schauen.

Ulrich Rasche liest Geschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.